

DIE CHRISTEN IN SYRIEN MITTEN IM KRIEG

Martin Pühn

Seit Beginn der politischen Umbrüche und im Zuge der militärischen Auseinandersetzungen in den Ländern des Nahen und Mittleren Ostens haben die Medien wiederholt auf die Situation der christlichen Kirchen hingewiesen, die seit den Anfangstagen des Christentums in dieser Region präsent sind. Für das Verständnis der Vielfalt dieser Kirchen ist es hilfreich, ihre eigene Einteilung in vier "Kirchenfamilien" zu verstehen. Dazu ist wiederum ein Blick in die Kirchengeschichte erforderlich:

Als es im 5. Jahrhundert zu Auseinandersetzungen über das Verhältnis und die Zuordnung von menschlicher und göttlicher Natur in Jesus Christus kam, betonten die sogenannten orientalischen Kirchen, dass sich Menschliches und Göttliches in ihm in lediglich einer Natur vereine (Miaphysitismus, in älterer Literatur fälschlicherweise als Monophysitismus bezeichnet). Dagegen lehrte die griechischsprachige orthodoxe Kirche, wie auch die lateinische römische Kirche, dass es mit der göttlichen und menschlichen zwei Naturen Christi gebe, und setzte diese Auffassung auf dem Konzil von Chalcedon im Jahr 451 als Bekenntnis der Reichskirche durch. Diese Einheit zerbrach – anhand anderer Differenzen – im Jahr 1064, womit sich die östlich-orthodoxen Kirchen und die römisch-katholische Kirche als nun zwei Kirchenfamilien voneinander trennten. Die vierte Kirchenfamilie wird von den Kirchen der Reformation gebildet, zu denen auch die anglikanische Kirche gerechnet wird.

Vor dem Bürgerkrieg waren etwa 10 Prozent der syrischen Bevölkerung Christen. Ein großer Teil von ihnen gehört der Syrisch-Orthodoxen Kirche an, die – anders als es ihr Name impliziert – zur orientalischen Kirchenfamilie gehört. Ihre angestammte Heimat liegt in den heutigen Ländern Syrien, Irak, Iran und Türkei. Derzeit leben 150.000 syrische Christen im Mittleren Osten, 250.000 in westlichen Ländern. Die Gottesdienstsprache dieser Kirche ist das klassische Syrisch, ein aramäischer Dialekt, der dem Aramäischen ähnelt, das Jesus sprach. Zur orthodoxen Kirchenfamilie gehört die andere große Kirche Syriens, die Rum-Orthodoxe Kirche. Obwohl sie ihre Gottesdienste schon lange nicht mehr in griechischer, sondern in arabischer Sprache feiert, ist die römisch-griechische Vergangenheit ein Teil ihres Selbstverständnisses. Die römisch-katholische und die protestantische Kirchenfamilie sind in Syrien nur mit wenigen Gemeinden vertreten. Außerdem gehören u.a. Armenier, die Apostolische Assyrische Kirche des Ostens und die Maroniten zur vielfältigen kirchlichen Landschaft Syriens.

Dort begannen die militärischen Auseinandersetzungen im März 2011 als politischer Aufstand mit weitgehend friedlichen Demonstrationen gegen die herrschende Diktatur und für Freiheit, Demokratisierung und politische Beteiligung. An diesen Protesten beteiligten sich viele Syrer ungeachtet ihrer ethnischen oder religiösen Zugehörigkeit. Alawiten, Christen, Sunniten, Drusen

und Kurden waren Bestandteil dieser Bewegung. Anders als unsere Medien es oft darstellen, sind die Christen in Syrien auch in politischer Hinsicht keine einheitliche Gruppe, die sich entweder hinter das Assad-Regime stellt oder besonders bedroht ist, weil sie als Angriffsziel für radikale Islamisten gilt. Die Situation ist vielmehr – wie durchgehend im Nahen und Mittleren Osten – komplex und mitunter undurchsichtig und daher nicht eindeutig beschreibbar. Teile der christlichen Bevölkerung stehen in Opposition zum Regime, der größte Teil der Christen will sich jedoch nicht auf einen bewaffneten Kampf einlassen und fürchtet sich vor den möglichen Folgen einer zunehmenden Islamisierung. Diese Zurückhaltung bedeutet aber nicht, dass sie sich hinter Assad stellen. Skeptisch gegenüber den Protesten zeigte sich allerdings von Beginn des Aufstandes an die Mehrheit der Kirchenführer, die sich oft zugunsten des Präsidenten Assad äußerte. Die Gründe für ihre Haltung lagen in der Sorge vor einem Religionskrieg und der zunehmenden Islamisierung der Gesellschaft. Dabei hat der Verlauf der Auseinandersetzungen die Berechtigung solcher Sorge bestätigt. Denn eine Islamisierung und Konfessionalisierung des Konfliktes ist unterdessen ebenso eingetreten wie seine Internationalisierung und der weitgehende Zerfall des syrischen Staates.

Angesichts dieser Entwicklungen und der Zunahme terroristischer Gewalt wurden in den vergangenen Monaten die christlichen Stimmen dramatischer. Hoben sie bislang darauf ab, dass es den Christen zustehe, als gleichberechtigte Bürger ihrer jeweiligen Nation an religiösen und politischen Freiheitsrechten teilzuhaben und sich als Teil einer lebendigen Zivilgesellschaft zu verstehen, so verweisen sie mittlerweile darauf, dass das Christentum im Nahen Osten nach zweitausendjähriger Präsenz vor der Vernichtung stehe. So richtete im August 2014 der Höchste Rat der Evangelischen Gemeinden in Syrien und im Libanon einen „dringenden Aufruf an alle Evangelischen und Protestantischen Kirchen und Organisationen weltweit“. In einem „Augenblick voller Angst und Schrecken“ zeigen sich die Unterzeichner mit Blick auf Syrien „entsetzt über das Ausmaß an Tod, Zerstörung und fortdauernder Vertreibung weiter Bereiche der syrischen Gesellschaft und Bevölkerung, auch Christen, in allen Teilen des Landes“ und „verkünden“ mit Blick auch auf den Libanon und den Irak „den „Ausnahmestand“, damit das, was an christlicher – und gemäßigter nicht-christlicher – Präsenz vorhanden ist, bewahrt und seine vollständige Zerstörung verhindert wird.“

Die Stimme des Patriarchen der Syrisch-Orthodoxen Kirche, Mor Ignatius Aphrem II., verdeutlicht zudem, dass historische Erfahrungen bis heute prägend sind: Im Rahmen eines Gottesdienste am 11. Januar 2015 in Damaskus gedachte die syrische Kirche des Völkermordes an den Armeniern vor 100 Jahren, zu dessen Opfern auch Syrer und Pontusgriechen zählten. Damals wurden jene Christen verschont, die zum Islam übertraten, was verdeutlicht, dass die Morde religiös motiviert waren und der Genozid gegen Christen gerichtet war. Die Gegenwart erscheint dem syrischen Patriarchen als Abbild dieser Vergangenheit: „Neue Verfolger sind aufgetaucht und töten all jene, die es zurückweisen, ungerecht zu sein oder ihre Religion zu wechseln. Es scheint, dass sie auszuführen versuchen, was vor einhundert Jahren nicht vollendet wurde. Die Werkzeuge mögen sich dabei geändert haben, aber das Ziel ist eines, nämlich jene zu töten, die es ablehnen, ihrer Freiheiten beraubt zu werden.“ Die derzeitigen Ereignisse seien Verbrechen im Maßstab eines Völkermordes an menschlichen Seelen und Zivilisationen, die in der Region bisher existiert haben.

Angesichts solcher Stimmen erstaunt es, dass die Furcht nicht jede Hoffnung erstickt. So bekräftigte die Gemeinschaft Evangelischer Kirchen im Mittleren Osten im September 2014 während einer Konferenz in Kairo unter dem Eindruck wachsender Bedrohung und vermehrter Auswanderung von Christen: „Wir wollen uns auch weiterhin für ein friedliches Zusammenleben mit unseren Nachbarn einsetzen und uns nicht von Furcht leiten lassen, sondern vom Glauben.“ Die Tagungsteilnehmer wussten, wovon sie sprachen. Auch während der Konferenz erfuhren einige von aktuellen Bedrohungen ihrer Gemeinden. Doch im Zentrum der Konferenz, in deren Verlauf auch das Gespräch mit muslimischen Partnern geführt wurde, stand die mitunter selbstkritische Analyse der eigenen Rolle. Mehr ökumenische Einheit unter allen Christen der Region, noch mehr Einsatz für Frieden, Gerechtigkeit und Bildung wurde gefordert. Denn nur Bildung und ein wirtschaftliches Auskommen könnten vor Extremismus schützen, nur Freiheit und ein lebendiger Glaube könnten vor der massiven Auswanderung von Christen bewahren.

Wer christliche Partner aus dem Nahen Osten fragt, was wir als Christen in Europa für sie tun könnten, der hört zumeist, dass es das Wichtigste sei, dass wir für sie beten. Erst dann folgt der Appell, man solle auf ihre Situation aufmerksam machen, Hilfsmaßnahmen unterstützen und politischen Druck zur Durchsetzung moralischer Werte und humanitärer Prinzipien ausüben. Nicht zuletzt sollten europäische Christen die nahöstlichen Partner nicht nur als Opfer gegenwärtiger Konflikte wahrnehmen, sondern sie als ökumenische Geschwister ernstnehmen, auf deren Geschichte wir aufbauen und deren Gegenwart uns bereichert. Das hörende Gespräch mit nahöstlichen Christen, die es in Deutschland in unserer Nähe vermutlich gibt, ist dabei als erster Schritt und immer wieder unerlässlich.

[OKR Rev. Martin Pühn, Kirchenamt der EKD, Referat "Naher und Mittlerer Osten / Kirchliche Weltbünde"]